

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1852) Unterhaltungsblatt

98 (9.12.1852)

Der Sohn des Kaisers.

(Schluß.)

Desideria war ein wunderbares Kind.

Sie gehörte zu jenen eigenthümlich organisirten Wesen, die zu zart und fein gewebt für dieses Leben erscheinen, aus deren glänzenden Augen uns oft eine Welt entgegenblickt, die schauernde Gefühle des Todes und der Auferstehung in uns erweckt. Die Besorgniß taucht in uns auf, ob diese holden Erscheinungen auch wohl eine haltbare Verbindung mit der Erde eingehen könnten oder ob sie nicht vielmehr allzubald wieder jenen Lichtgefilten zuschweben dürften, denen sie entstammen.

Desideria war kaum zur Jungfrau herangeblüht, als ihre Mutter die Erde verließ und sie als Waise zurückblieb. Tief fühlte sie ihren Verlust, ohne jedoch den Schmerz darüber lärmend zu äußern; ihr Geist bekam nur neue Veranlassung, sich mit der überständlichen Welt in Verbindung zu setzen. — Mehr als je suchte sie jetzt die Einsamkeit, und der Vater, obwohl schweren Herzens, ließ sie gewähren; er hatte ihr nie den mindesten Widerstand entgegengesetzt. Am liebsten schweifte sie bei stiller Nacht in den blühenden Gartenanlagen umher. Hier hing sie ihren träumerischen Gedanken nach, ihrer Sehnsucht nach der Heimath.

Doch wunderbar! Trotz des innigen Verlangens, abzuschneiden, überkam sie oft eine Lebenslust und Freudigkeit, die sie nicht zu erklären wußte. Es war ihr, als ob ein zauberisches Räthsel vor ihr liege, welches sie noch lösen müsse, bevor sie die Welt verlasse. Eine eigene Unruhe besiel sie und durchbebt ihren ganzen Körper, aber es lag nichts Peinigendes in dieser Unruhe; ein scharfes Weh zuckte durch ihre Seele, und sie empfand doch selige Lust dabei. —

Sie ruhte auf einem Sitze vor Moos, ein Zweig von weißen Rosen neigte sich über sie herab, zu ihren Füßen sproßten duftende Violett.

Sie gedachte der hingeschiedenen Mutter; wie diese nun, mit ihren Lieben aus dem Vaterlande vereint, auf sie herabblicke. Auch an die heiße Verehrung der Mutter für ihren Kaiser dachte sie, und wie dieselbe immer mit Blicken der tiefsten Rührung dessen Sohn, den bleichen jungen Fürsten betrachtet habe, wenn er zufällig ihr begegnete. Das Auge des jungen Mädchens füllte sich mit Thränen.

Doch siehe, in demselben Momente erhebt sie sich schnell, sie legt die Hand auf das klopfende Herz, ihre Mienen erheitern sich, ihre Augen strahlen liebliches Feuer. Jenes oft empfundene, unerklärliche Gefühl von Heiterkeit ergreift sie stärker denn je, laut jauchzt sie auf, ihre Füße bewegen sich im lieblichsten Tanze. Siehe, wie die reizende Gestalt, vom Schimmer des Mondes umflossen, sich anmuthig wiegt, wie sie den Blumentepich unter ihren Füßen kaum berührt, wie sie jetzt, niederstinkend, die Arme segnend ausbreitet und sogleich in seliger Lust sich aufs Neue erhebt! —

Der Mond sah nicht allein dieser wundervollen Scene zu. In einem Fenster des Palastes lehnte ein Jüngling, der heimlich dem holden Treiben zusah, dessen Blicke wie gebannt auf der jungfräulichen Erscheinung haften. Es war der Sohn Napoleons.

3.

Es gab einst einen Dichter, der wußte, wie Keiner vor ihm,

vom Menschenherzen zu singen und das hohe Lied von der Lust und den Qualen desselben anzustimmen. Einst wollte dieser die Liebe der Menschen in einem Gesange verherrlichen. Er nannte sie eine selige Pein, eine Wonne, zum Tode betrübend; aber schließlich bricht er in die jauchzenden Worte aus:

Glücklich allein ist die Seele, die liebt!

Sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter. Sie fragte nicht: „Liebst Du mich?“ um zum tausendsten Mal sein Geständniß zu empfangen. Sie wußte es in seliger Gewißheit und — schwieg. Oh, es lag viel Bedeutung in diesem Schweigen. Das Räthsel ihres Lebens war nun gelöst, jetzt verstand sie die bange Freude, die ahnende Wonne zu deuten, die ihr Herz oft mitten im Weinen befallen hatte. —

Von seinen Lippen aber floß es wie der Strom der Beredsamkeit. Er sagte ihr, wie stark er sie liebe, wie sie allein das Glück seines Lebens ausmache, wie er alle andere Hoffnungen freudig begraben wolle um ihren Besitz. Besitz! — Er fühlte, wie ihr Haupt bei diesem Worte emporstreckte, wie eine Wolke über ihr Antlitz glitt. Doch im nächsten Augenblick war die Wolke wieder verschwunden; mit holdseligem Lächeln und einem Blicke, der ihm in das Innerste der Seele drang, sagte sie: „Bin ich nicht Dein? Ich bleibe Dein!“ Ihre Augen erglänzten dabei in Verklärung, ihr ganzes Wesen erschien gehoben und durchgeistigt. Der Jüngling warf sich zur Erde und umfaßte ihre Kniee — wie zu einem Seraph blickte er zu ihr empor.

4.

„Ja, Du Herrliche,“ rief er, indem sein Gesicht in Freude erglühte, „Du wirst das Geschick mit mir theilen, welches Gott über mich, den Erben Frankreichs verhängen wird. Oh, wie wird mein Volk jauchzen, wenn ich ihm seine Königin zuführe, wie werden sie Dir begeistert huldigen!“ —

Sie sagte nichts, aber sie lächelte zu seinen Worten in ihrer gewohnten, holden Weise. Ihr Antlitz war heut blässer denn je; die feinen, blauen Adern schimmerten klar durch ihre Wangen. Wieder war sie in das phantastische Gewand gehüllt, in welchem sie an jenem Abend im Mondenschein getanzt hatte; ein Kranz weißer Rosen schlang sich um ihre Locken. Sie war schöner, als sonst; so schön, daß Napoleon sie oft nicht anzusehen wagte. In ihren Zügen lag ein Ausdruck, der den Prinzen aufs Tiefste erschütterte.

Er hatte, um seine bangen Gefühle zu verschweigen, von seinen Aussichten und Wünschen gesprochen; er hatte ihr gesagt, daß die Erfüllung derselben nur Werth für ihn habe, wenn sie sein Loos theile und mit dem ihrigen für immer verbände. Und sie hatte auf all Dies, auf sein heißes Bitten und Flehen, nicht Ja, nicht Nein geantwortet; sie hatte ihm nur die Hand gereicht, mit jenem Lächeln, welches zauberische Gewalt über ihn ausübte, welches ihm stets den Mund verschloß. —

Sie hatte indessen seine Bekümmerniß bemerkt.

„Oh Geliebter,“ sagte sie, und ihre Stimme zitterte ungewöhnlich, „verricthe das Werk Deines Vaters. Du wirst es vollenden, so der Allliebende will. Mich aber . . .“

Die Stimme versagte ihr plötzlich.

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und sah ihn mit einem Blicke an, als wolle sie im Tiefsten seiner Seele lesen.

Er aber stand wie gelähmt von diesem Blicke, ein jäher Schmerz zuckte durch seine Brust. Er wollte den Fuß erwidern, den sie ihm auf die Wange drückte — in seinen Gliedern lag es wie Blei. Und er sah, wie sie langsam sich entfernte, nachdem sie ihn wieder und wieder an das Herz gedrückt hatte; er sah zu seiner Qual, wie sie sich häufig umwandte, ihm schmerzlich zunichte, und wie die Thränen in Strömen über ihr Antlitz rannen. Und er mußte sie sehen und konnte sie nicht zurückhalten, denn er stand noch immer wie im zauberischen Bann. —

Längst war sie seinen Blicken entschwunden, als er sich endlich frei fühlte und im Stande war, ihr nachzueilen. Eine tödtliche Leere beschlich sein Herz. Er wandte sich seufzend, um zu gehen.

Da plötzlich fühlte er sich von weichen Armen umschlungen, eine süße Stimme flüsterte seinen Namen:

„Napoleon!“

Sie war zurückgekehrt! Er hob sie jauchzend und heftig weinend zugleich in seine Arme, er drückte sie stürmisch an sein Herz. Sie war wieder sein, ganz sein! Nicht mehr dieser tiefe, trennende Blick traf ihn aus ihren Augen; die Liebe allein, die schwärmerischste Liebe schaute ihn daraus an. —

Und der Mond schien mit verklärendem Glanze auf die Glücklichen herab, und die Wipfel der Bäume neigten sich geheimnißvoll flüsternd entgegen, und die Engel schuldloser Liebe umschwebten sie freudevoll. —

5.

Nur dem Glücklichen schwindet die Zeit schnell dahin. Der Unglückliche zählt traurig Minuten und Stunden, ihm schleicht die Zeit mit bleiernem Schwingen fort.

Acht Tage waren verflossen, seit der Prinz die Geliebte nicht gesehen hatte. Er war allabendlich im Garten umhergeschweift; alle Plätze, die sie liebte, hatte er aufgesucht; die Trauerweiden an der murmelnden Cascade, die Einsiedelei, im dunkeln Tannengrunde gelegen und den duftigen Rosenhain. Doch vergebens! Sie weilte nicht mehr dort; ein rauher Wind schüttelte die dunkeln Zweige der Trauerweide und entblätterte die prangenden Rosen. Wo war sie die Königin der Blumen, wo weilte sie, die Geliebte des Kaisersohnes?

Eine peinigende Unruhe jagte den Prinzen von Ort zu Ort; Hoffnung und Furcht kämpften in ihm, und ließen seine Seele nicht zur Ruhe kommen. Oh, was hätte er darum gegeben, wenn er jenes stille Häuschen, welches er mitunter aus scheurer Ferne betrachtet, wo er die Liebliche im Geiste walten sah, wenn er es hätte betreten dürfen, um sich zu überzeugen, daß sie noch blühe in ihrer wunderbaren Schönheit, daß sie ihn noch liebe, wie sonst. Aber er durfte das zarte Geheimniß, welches wie duftiger Blütenstaub über seiner Liebe schwebte, in keiner Weise laut werden lassen; denn sonst hätte man gewiß mit rauher Hand ihren Bund zerrissen. Aus gleicher Rücksicht durfte er auch mit dem Vater Desideriens kein Wort über die Geliebte wechseln, wiewohl er ihn fast täglich sah.

Oft hätte er dem alten Manne um den Hals fallen und ihn mit Grüßen und Küßen an die holde Tochter senden mögen; aber der Alte in seinem eifigen Ernste wäre zu so zarter Botschaft nicht wohl geeignet gewesen, und überdies war auch er vom Prinzen seit einigen Tagen nicht gesehen worden.

Dieser ertrug die quälende Unruhe nicht länger; mochte auch das Schlimmste daraus entstehen, er mußte sich Gewißheit darüber verschaffen, ob sie für ihn noch lebe oder sein vergessen habe.

Er näherte sich dem Hause, welches seine Blicke bisher nur als ein Heiligthum aus weiter Ferne betrachtet hatten. Blühende Nachviolelken rankten sich um die freundliche Pforte, in den geöffneten Fenstern duftete ein Strauß weißer Lilien. — Sein Herz trieb ihn ungestüm, die Pforte zu öffnen, um die Geliebte endlich wiederzusehen; aber ein banges Gefühl, das schmerzlich auf seiner Seele lastete, hielt ihn davon zurück.

Warum ist sie nicht vor der Pforte zu erblicken, warum eilt sie dir nicht entgegen? fragte er sich.

Seine Augen weilten sinnend auf der Pforte, gleichsam als hoffte er, daß sie, seine Nähe ahnend, ihm entgegen fliegen werde. — Doch sie erschien nicht! —

Da überwand der Prinz seine Scheu, er näherte sich dem geöffneten Fenster, und schaute hinein in das stille Closet der Geliebten. Sein erster Blick traf Desiderien.

Sie ruhte auf einem schneeweißem Lager, die jungfräuliche Myrthenkrone ruhte auf ihrer Stirn. Doch sieh, welcher göttlicher Friede überstrahlt ihr Antlitz, welcher himmlischer Ausdruck glänzt aus ihren Augen ihm entgegen?! Das ist der Friede des Todes! — Der hat die bleichen Lippen der Jungfrau geküßt, der hat ihr die himmlische Verklärung gegeben!

Dem Jüngling sank das Haupt auf die Brust, sein Herz zog sich krampfhaft zusammen — er weinte bitterlich.

Er lag an ihrem Sarge, sein blühendes Antlitz ruhte auf ihrer erblästen Wange, glühende Thränen entzündeten seinen Augen.

Er wollte nicht wieder aufstehen. Hier, an diesem Orte, wo der Engel seines Lebens im Tode schlummerte, hier wollte er sterben; hier war sein Herz bereits gebrochen worden.

Die Nacht senkte sich unterdeß herab. Tiefe Stille herrschte ringsumher, nur aus weiter Ferne klangen zerrissene Töne eines klagenden Gesanges herüber. —

Er hörte diese Töne nicht; er fühlte es nicht, daß eiskalte Schauer seinen Körper durchrieselten, daß die Gluth des Fiebers in seinen Adern tobte. —

Seine Name ward gerufen, von einer leisen, gebrochenen Stimme — er vernahm es nicht. Da umfaßten ihn schonende Arme, die ihn sanft emporhoben und aufrecht hielten. — Die Sterbelampe warf ihren trüben Schein auf einen Greis der des Prinzen Hand gefaßt hielt. Ein tiefer, unheilbarer Schmerz lag in diesen Zügen, die einst so hart und streng gewesen waren, seine umflorten Blicke ruhten mit einem Ausdruck rührender Theilnahme auf dem Jüngling.

Es war der Vater der todtten Braut. —

Auch er hatte sein Liebste auf der Erde verloren; dort lag die einzige Freude, das Glück seines Lebens in den Armen des Todes; er hatte ihr ein blumiges Grab gegraben, und neben ihr die Ruhestätte für sein müdes Haupt.

Der Prinz warf sich erschüttert an die Brust des Greises; er hielt in inniger Umarmung ihn umfassen. Liebend schwebte über ihnen Desideriens verklärter Geist.

Am 22. Juli 1832, fern von den Gefilden Frankreichs beschloß der Herzog von Reichstadt sein Leben.

Im Garten zu Schönbrunn ist seine Gruft zu finden; dort schläft der Sohn des Kaisers den ewigen Schlaf. — E. L.

Die Tageszeiten.

Der Morgen

hat mir von jeher am meisten dadurch gefallen, daß er nur die Bauern nicht schlafen läßt. Es liegt in diesem Verfahren ein Gefühl des Wohlwollens, des Mitleids und der Gerechtigkeit gegen die große Welt, das man nicht genug bewundern kann, und an dem die Sorgen und das Gewissen, diese Klapperschlangen, die, gerade umgekehrt, den Schlaf nicht aus den Hütten, sondern aus den Pallästen verbannen, ein Beispiel nehmen sollten. Was die Bauern betrifft, so beherrscht sie nun einmal der unwiderstehliche Drang, noch ehe die Sonne erwacht, auf das Feld zu rennen, und der guten Mutter Erde mit ihrem Pflug den Bauch aufzureißen. Man darf sich also nicht wundern, daß sie dem Morgen seine scheinbare Parteilichkeit, weit entfernt, sie ihm übel zu nehmen, noch Dank wissen.

Das Verhältniß des Morgens zu dem schönen Geschlecht ist etwas zweideutig. Wenigstens will man bemerken, daß die

vornehmsten Damen vor ihm die Augen fest zudrücken, und man wundert sich billig, daß sie sich nicht auf diese Gewohnheit berufen, um den ewigen Spöttereien über ihren Hang zum Puz ein Ende zu machen. Oder kann man es etwa läugnen, daß man einer Schönen diesen Hang mit Unrecht vorwirft, die ihren Spiegel, vor dem sie schon früh um fünf Uhr sitzen könnte, bis zehn Uhr auf sich warten läßt, und die, wenn das Roth auf Murorens Wangen längst wieder erblaßt ist, das ihrige erst auflegt?

Der Morgen spielt also bei seinem ersten Erscheinen, wo er sich doch gerade am glänzendsten zeigt, die unbedeutendste Rolle, und ist nicht viel mehr, als ein Frohnvogt, der den Pöbel zur Arbeit weckt. Er spannt die Ochsen vor den Pflug, sinkt sogar bis zum Schuhflicken herab, und hebt sich nur selten wieder bis zum Odendichten. Aber wie sehr verändert sich die Scene einige Stunden später! Jetzt besetzt er die Thronen und die Richterstühle, und er eignet sich ordentlich das ausschließende Recht zu, die Leute hängen zu lassen. Er macht die wichtigsten Geschäfte auf der Börse. Er nöthigt Käufer und Verkäufer bald auf die Messe, und bald, wenn sie gute katholische Christen sind, in die Messe. Erst jetzt hat die Morgenstunde Gold im Munde, wenn sie früher kaum Kupfer darin hat.

Von der Schönheit des Morgens hat man von jeher sehr viel Rühmens gemacht. Wir aber gedenken ihrer bloß, um sie ihm — abzuspochen. Im Ernst. Kann irgend etwas schön seyn, das von den größten Kennern und Kennerninnen des Schönen keines Blicks gewürdigt wird?

In den Zeiten, da die Welt noch jung und einfältig war, da man noch an Gespenster glaubte, da man noch Heren verbrannte und auch große Diebe aufknüpfte, in diesen finstern Zeiten wurde der Morgen mit einem Pomp begrüßt, der ihm offenbar nicht gebührte. Es war ein Singen und ein Beten, daß man sein eigenes Wort nicht hörte. Diese Sitte hat man von Rechts wegen mit andern gleich lächerlichen Gebräuchen längst abgeschafft. Gebetet wird jetzt so viel als gar nicht mehr, und gesungen höchstens noch von den einfältigen Leuten, die aber für diese harnäckige Vigotterie mit Weib und Kindern gespißt und gebraten werden, und also den Märtyrerkod sterben. Doch, man muß nicht ungerecht seyn! Sind es etwa keine Gebete, die Tausende beim Erwachen, wenn gleich nicht zum Himmel hinauf, doch zur Hölle hinab — an den Plutus — schicken? Und wird nicht zuweilen selbst der wahre Gott in der nämlichen Absicht recht brünstig angerufen? Eben so verhält es sich mit dem Gesang. Wie manche Dame beobachtet die Pflicht, ihre Silberstimme hören zu lassen, vom Morgen bis zum Abend mit einem so uneigennütigen Eifer, daß sie darüber ihr ganzes Hauswesen zu Grunde gehen läßt. Und wenn eine solche Undächtige ihre Lieder nicht aus dem neuesten Gesangbuche, sondern aus der neuesten Oper entlehnt, so haben es bloß die beliebtesten Tonkünstler zu verantworten, die zwar die Zauberklänge, den Fischer im Trüben und den Amor und die Psyche, die Entführung aus dem Serail und das Sonntagskind, nicht aber die gereimten Ermahnungen zur Reue und Besserung, in Musik setzen.

Noch ist das Lob des Morgens lange nicht erschöpft. Aber schon ist sein Nachfolger vor der Thür, der Milde, der Langerschte, der willkommen, mit einem Wort:

Der Mittag.

Aber ich, was soll ich beginnen? Soll ich den Löffel oder die Feder ergreifen? In die Schüssel oder in das Dintensaß tauchen? Soll meine Zunge schmecken oder schmeicheln? Soll ich mich von einer Pastete sättigen oder begeistern lassen? Wehe dem Hunger! Sein Todfeind, der Mittag, bekämpft ihn mit seiner ganzen Taktik, in der Sprache der Sterblichen, Kochkunst genannt. Unzählige Bratspieße und lange Messer, was haben sie für eine Bestimmung, als sein Verderben? Der wilde Eber flüchtet die Zähne fürchterlich gegen ihn, und selbst das unschuldige Lamm, das friedliche Huhn und die sanfte Taube erblickt man unter den Verschwornen. Seht hier diese kaum zu über-

sehende Tafel! Ist sie nicht eine unheilswangere Batterie, deren bloßer Anblick schon den Feind in die Flucht treibt? Wo findet der Verfolgte und Geängstete eine Freistätte? Nirgends, leider! als in dem Magen der Armuth.

Die große Welt erhebt sich von der Tafel, und die kleine hat sich längst von ihr erhoben. Unter welche mischen wir uns? Soll sich die Muse auf eine Garbe setzen und dem vom Schweiß triefenden Schnitter zulächeln? Soll sie die Werkstätten sterblicher Cyclopen besuchen? Soll sie den Schriftsteller an sein Pult, den Gelehrten in den Bücheraal, und den Staatsmann in sein Cabinet begleiten? Soll sie der eifrigen Hausfrau am Nährahm oder am Spinnrad, beim Trocknen der Wäsche oder beim Salatpflücken Gesellschaft leisten? Soll sie ihr von der Küche in den Keller, und von diesem in den Garten folgen? Eitle Beschäftigungen! Lassen wir sie und schwingen uns in höhere Sphären. Zuerst lockt uns der köstliche Duft der levantischen Bohne in einen Zirkel ehrwürdiger Matronen. Ihr Wahlspruch ist: Wenn du gegessen hast und satt bist, sollst du — Kaffee trinken, den Herrn deinen Gott loben, und deinen Nächsten lästern. Hier wird der Schönheit gleicher Rang mit dem Giftmischen angewiesen, und zwanzig Jahre alt seyn, heißt so viel, als den Scheiterhaufen verdienen. Niemand wäre glücklicher, als der Teufel, wenn er die Opfer wirklich bekäme, die ihm vor diesem Richterstuhl zuerkannt werden. Aber er verfehlt, wie man sagt, seinen eigenen Vortheil so wenig, daß er nicht selten die Verurtheilten ausschlägt, und dafür die Richterinnen selber holt. Doch hinweg, Muse! aus dieser Lästerschule, um dich im Freien zu erholen.

Schmücke dich, Natur! mit deinem schönsten Schmuck, denn du erhältst vornehmen Besuch! Aber du trauerst und gleichst einer Bäckerin am Aschermittwoch. Der Staub zahlloser Karossen raubt deinen Bäumen das Grün, und deinen Blumen den Schmelz. O es ist grausam, deine Schönheit noch zu entstellen, die sich ohnehin verdunkelt sieht! Oder sind etwa deine Wiesen so bunt, als die Gewänder der mit Naserümpfen auf ihnen umherschleudernden Damen? Oder prangst du gleich ihnen mit Rosen und Lilien, mit Nelken und Bergischmeinnicht — von Seide? Doch schon eilt man, dich wieder zu verlassen; denn man findet dich abscheulich. Du verstehst den Henker davon, wie man sich gegen Leute von Stande benimmt, und bist überdies eine karge Wirthin. Du läßt deine Sonne scheinen über Schöne und Häßliche, und beide nehmen es dir sehr übel. Sonst entdeckt man bei dir überall, wo man hinblickt, nichts als Armseligkeit. Du kennst weder Sophas, noch Lehnstühle, und ohne alle Umstände nöthigst du deine Gäste, sich auf der bloßen Erde, oder auf dem Stamm eines abgehauenen Baums niederzulassen. Nicht einmal die Fliegen wehrst du ihnen, und vor deinen garstigen Raupen, Kröten und anderem Ungeziefer möchte man des Todes seyn. Deine gerühmte Gastfreiheit, wodurch äussert sie sich, als durch eine Schüssel mit saurer Milch, einen Teller mit Erdbeeren, einen Korb voll Pflaumen, Birnen oder Aepfeln, die man bei jeder Obsthöfnn findet? Traun, wenn du nicht bald Anstalten triffst, daß Punsch aus deinen Quellen sprudelt, und daß deine Bäume die in ihren Wipfeln singenden und nistenden Vögel zugleich braten — mit einem Wort, wenn du dich gegen uns nicht eben so freigebig erzeigst, als gegen die Bewohner des Schlaraffenlandes, so werden auch deine wenigen Verehrer künftig, nach dem Beispiel ihrer klügern Brüder, von der Tafel, statt ins Feld, ins Schlafgemach eilen, um sich in jene bessern Welten wenigstens zu träumen; und zuletzt wird, ich scherze nicht, dein Name sogar aus den Gedichten, wenn es keine Gassen- oder Bauernlieder sind, verschwinden.

(Schluß folgt.)

Der Ehemann wie er seyn soll,

hat „Punsch“ gelehrt, geht mit seiner Frau auch an Wochentagen spazieren und fürchtet sich nicht vor Puzläden. Er führt

seine Geldbörse immer bei sich und hat sie nie zu Hause liegen lassen. Er achtet es nicht unter seiner Würde, ein Packet oder den Regenschirm oder die Unterschuh seiner Frau zu tragen; er ergibt sich sogar darein, das jüngste Kind bei einer Omnibusfahrt auf dem Schooße zu halten. Wenn es regnet, läuft er voraus, um die Thür aufzumachen, und wenn der Wagen voll ist, setzt er sich neben den Kutscher. Er steht in der Nacht auf, um das Kind zu wiegen oder um nachzusehen, wer an der Hausthür klingelt. Er läßt die Schwiegermutter im Hause wohnen und ist höflich gegen sie. Er ist am Tisch mit Allem zufrieden, was man ihm vorsetzt; die Suppe ist nie angebrannt oder versalzen, der Kaffee nie zu dünn. Er glaubt an schwache Nerven und wird von einer Thräne erweicht. Schmolzt seine Frau, so besänftigt er sie durch ein neues Kleid; hat sie Langeseweile, so vertreibt er ihr diese durch einen Ausflug aufs Land. Er bezahlt, wenn sie beim Kartenspiele verliert, und gibt ihr, was er gewinnt. Seine Kleider riechen nie nach Tabak; er

respectirt die weißen Vorhänge und raucht nur außer dem Hause. Er schneidet bei Tische vor, behält aber nie das beste Stück für sich. Er hütet sich, das chronologische Dunkel anzuklären, welches über dem Alter seiner Ehehälfte schwebt; er überläßt die Diensthöten ihrer allgemeinen Herrschaft und betritt nie die Region der Küche. Er kommt zu guter Zeit nach Hause und besitzt keinen Hausschlüssel. Er mietet alljährlich eine Sommerwohnung und bleibt unterdessen vom Montag bis zum Sonnabend in der Stadt, und wird von einer alten Aufwärterin bedient. Er zahlt die Haushaltungskosten ohne zu murren und ist blind gegen „diverse Auslagen.“ Er ist stets gutmüthig und liebevoll, feiert pünktlich den Jahrestag seiner Hochzeit, beklagt sich nie, wenn er auf das Essen warten muß, macht den Kaffee selbst, wenn seine Frau noch nicht aufgestanden ist, und läßt sie auf Bälle gehen, wenn er zu Hause bleibt. Er erfüllt alle ihre Wünsche, bezahlt alle ihre Rechnungen und weint wie ein Kind bei ihrem Tode.

Lied eines Armen.

Ich bin so gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein.
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Muthes seyn.
In meiner lieben Eltern Haus
War ich ein frohes Kind,
Der bittere Kummer ist mein Theil,
Seit sie begraben sind.
Der Reichen Gärten seh' ich blühen,
Ich seh' die goldne Saat:
Mein ist der unfruchtbare Weg,

Den Sorg' und Mühe trat.
Doch weil' ich gern mit stillem Weh
In froher Menschen Schwarm,
Und wünsch' Jedem guten Tag,
So herzlich und so warm.
O reicher Gott! du liebest doch
Nicht ganz mich freudenleer:
Ein süßer Trost für alle Welt
Ergießt sich himmelher.
Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;

Die Orgel und der Chorgesang
Ertönet jedem Ohr.
Nun leuchtet Sonne, Mond und
Stern
So liebevoll auch mir,
Und wann die Abendglocke hallt,
Da red' ich, Herr, mit Dir.
Einst öffnet jedem Gaten sich,
Dein hoher FreudenSaal,
Dann komm auch ich im Feierkleid
Und setz mich ans Mahl.

Miscellen.

- × Das weibliche Geschlecht gab die erste Idee der Lotterie, wo tausend Nieten auf einen Treffer kommen. Jean Paul.
- × Deine Gedanken bewahre! Gedanken hören der Himmel.
- × Vielen gefallen wollen, heißt: Weisen mißfallen.
Plutarch.
- × Württembergischer Geschichtskalender.
Am 5. Dezbr. 1688 nahmen die Franzosen Tübingen ein, brandschatzten die Stadt und Universtät um 32,000 fl., leerten das wohlverschene Zeughaus im Schloß, rissen ein Stück der Stadtmauer nieder, und wollten auch die Festungswerke des Schlosses sprengen, was aber der Professor Johann Oslander durch seine kühne Entschlossenheit vereitelte.

Paritätenkästlein.

- Mit der Liebe ist's wie mit der lateinischen Sprache: sie wird nur noch geschrieben!
- Woran leiden unsere modernen Damen? An der blühenden Schwindsucht.
- Ein jeder Mann betrachtet seine Frau als das Regensons-Exemplar des ganzen Geschlechtes!
- Die Seele und der Leib vermählen sich bei der Geburt des Menschen, und der Mensch hat 70 Jahre lang die Hochzeitskosten zu bezahlen!
- Ein Geizhals fragte jedesmal den Bedienten, den er in Dienst nehmen wollte, ob er pfeifen könne, und wenn er dieses nicht vermochte, nahm er ihn nicht auf. Jemand erkundigte sich nach der Ursache dieser Frage: „Ich schicke,“ sagte der Geizige, „meinen Bedienten allein in den Keller, um Wein zu holen, und da muß er während der ganzen Dauer dieses Geschäfts laut pfeifen, daß ich mich überzeuge, daß er nicht trinke.“
- Ein Mann hatte ein Faß delikaten Wein, welchen er versiegelte. Sein Bedienter machte unten ein Loch, und ließ ihn sich schmecken. Als der Herr das Faßchen entriegelte, wun-

derte er sich sehr, daß sich sein Wein so vermindert hatte, und doch konnte er die Ursache nicht errathen. Jemand bemerkte ihm, daß er von unten abgezapft worden seyn könne. „O, wie einfältig,“ erwiderte er, „er fehlt ja oben und nicht unten.“

○ Lobspruch. Ein französischer Gelehrter hatte den Juvenal übersetzt. Ein ebenfalls gelehrter Freund, dem er ein Exemplar dieser Uebersetzung zugesandt hatte, wollte ihm doch gern etwas Schmeichelhaftes darüber sagen. Er sann hin und her. Plötzlich fiel ihm die Wendung ein: „Die Treue Ihrer Uebersetzung hat mich wahrhaft hoch erfreut; denn alle Stellen des Juvenal, die ich im Originale nicht verstehen konnte, fand ich in Ihrer treuen Uebersetzung eben so unverständlich wiedergegeben.“

○ In dem letzten Concerte des Virtuosen List in Pesth rief ein exaltirter Mann: „Ich bin ganz List!“ Er wollte dadurch bezeichnen, daß er ganz für List eingenommen sei. Sie sind gewiß auch ganz List?“ sagte er zu seinem Nachbar, der unausgesetzt applaudirte. „Sie verkennen mich,“ antwortete dieser, „ich bin Fleischer in der Josephstadt und kein Kanzlister.“

○ Scherzfrage. Warum kann ein Mensch, der sich eine Frau sucht, niemals ein Sklave seyn?

И яма и я яма я а а и и

Charade.

Von meinem Ersten soll man Gutes sagen;
Weil einstens Wir auch Ihnen zugesellt.
Die Letzte muß der Irdische sich tragen,
Verliert er sie, so geht er aus der Welt.
Das Ganze mag sich jeder wohl betrachten
Und dadurch seine Schwäche wohl beachten.

Auflösung der Charade in No. 97:
W i n d h u n d.

Auflösung des Logogrphyhs in No. 97:
S o l o f ä n g e r. S o l o f ä n g e r.